

Soziographie

Tönnies, Ferdinand

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Tönnies, F. (1931). Soziographie. In *Verhandlungen des 7. Deutschen Soziologentages vom 28. September bis 1. Oktober 1930 in Berlin: Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppen* (S. 196-206). Tübingen: Mohr Siebeck. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-188145>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

F.

Untergruppe für Soziographie.

I. Vortrag des Vorsitzenden Geheimrat Prof. Dr. T ö n n i e s.

Leitsätze von Geheimrat T ö n n i e s:

1. Soziographie ist zunächst ein neuer Name für die wissenschaftliche Disziplin, die aus Anfängen im 16. und 17. Jahrhundert im 18. als »Statistik« große Bedeutung und großen Einfluß gewonnen hat. Die heutige Statistik, deren Entwicklung auf einer Verwandlung des Sprachgebrauches beruht, ist einerseits der Name einer bloßen Methode geworden, andererseits in eine Sozialwissenschaft dadurch zurückgebogen worden, daß man die besondere Anwendung jener Methode auf soziale Massen als eine besondere Wissenschaft zu konstituieren versucht. Dies ist methodologisch unzulässig, daher dem wissenschaftlichen Fortschritt schädlich.

2. Die Soziographie hat durchaus keinen Grund, gegen die wie immer verstandene Statistik sich abwehrend zu verhalten, wie es lange Zeit die alte Schule der alten Statistik, gegenüber den Tabellenstatistikern und politischen Arithmetikern, getan hat. Die Soziographie hat vielmehr alle Ursache, der statistischen und numerischen Methode nach Kräften sich zu bedienen, wie mehr und mehr auch die Naturwissenschaften dazu fortgeschritten sind.

In diesem Sinne darf man sagen, daß die Soziographie eine Synthese der Statistik alten und der Statistik neuen Sinnes bedeuten wird. Sie wird daher ganz so wie die heute so sich nennende wissenschaftliche Statistik auf die Arbeiten der statistischen Ämter, die einer großen Vermehrung und Erweiterung fähig sind, angewiesen sein und sich daran erinnern, daß diese Ämter noch durchaus im Geiste der Statistik alten Sinnes entstanden sind und die hohe Autorität des Freiherrn vom Stein für sich hatten. Es ist aber die besondere Aufgabe der Soziographie, die vielen anderen, oft verborgenen Quellen aufzuspüren, die — sogar in Drucksachen — für ihre Forschungen sich darbieten.

4. Was die Desiderate des so verstandenen soziographischen Studiums betrifft, so beziehe ich mich hier auf meinen Bericht über sozialwissenschaftliche Forschungsinstitute und die darin verwertete Kritik, die Max Weber an der beispiellosen Zersplitterung der Arbeit geübt hat, wo es sich um Erforschung der grundlegenden Tatsachen des politischen und gesellschaftlichen Lebens unserer Nation im Vergleiche mit anderen handelt. Ich hätte dort auch auf den Vortrag von Prof. Steinmetz über das Verhältnis von Soziographie und Soziologie mich bezogen, wenn nicht eine eingehende Erörterung dieser Begriffe über den Rahmen des Referates hinausgezogen hätte. Ich stimme aber durchaus dem Urteil Steinmetz' zu, wenn er darauf hinweist, daß die Theorien der Soziologen immer neue, feinere Beobachtungen und vielseitigere Beschreibungen brauchen, und daß die durch Analyse und Abstraktion gewonnenen Hypothesen immer durch die Sozio-

graphie an den wirklichen Dingen geprüft werden müssen. Er vergleicht das Verhältnis mit dem der Kolonie für das Mutterland in ihrer, der Kolonie, Aufgabe als Rohstoffherzeugung und Absatzgebiet. Er schließt seinen Vortrag mit dem Satze:

»Mögen die Soziologen künftig immer mit beiden Füßen auf diesem festen und zugleich fruchtbarem Boden der Soziographie stehen.« Ich mache mir diesen Satz zu eigen.

I.

W a p p ä u s, dessen gründliche und geistreiche Arbeiten Alexander v. Humboldt mit diesen Ausdrücken lebhaft gerühmt hat, stellte vor mehr als 50 Jahren die wissenschaftliche Lage der Statistik so einsichtig dar, daß man jedem, der heute Grund findet, mit dieser Lage sich zu befassen, dringend raten muß, seine gedruckten Vorlesungen, die unter dem Namen: »Einleitung in das Studium der Statistik« herausgegeben wurden, kennenzulernen. Klar zusammengefaßt finde ich seine Erkenntnisse im zweiten Kapitel, das überschrieben ist »Inhalt und Methode der Statistik«.

Vor allem stellt er die Tatsache fest (S. 45), daß die administrative oder offizielle Statistik über die wissenschaftliche ein entschiedenes Ü b e r g e w i c h t erhalten hat, und daß daraus entsprungen sei, was man zu jener Zeit sich gewöhnt hatte, die ‚exakte‘ Statistik zu nennen: im Wesen dasselbe, was auch heute noch die Deutsche Statistische Gesellschaft und ihre Häupter, was als Nachfolger von Mayrs der Präsident Z a h n »Statistik als Wissenschaft« im Gegensatz zur Statistik als Methode behauptet. Dagegen sagt Wappäus: »Daß aber die statistische Methode und die darauf gegründete sogenannte exakte Statistik niemals eine Wissenschaft sein und daß sie am wenigsten die Wissenschaft ersetzen können, welche unter dem Namen Statistik durch A c h e n w a l l¹⁾ hingestellt und berühmt geworden ist, liegt wohl auf der Hand.« Er nimmt zum hauptsächlichen Vorwurf seiner Kritik die Darstellung von E r n s t E n g e l, der den Versuch gemacht habe, neben der Statistik als Methode auch eine Statistik als selbständige Wissenschaft zu »retten«. (Diesen Ausdruck habe auch ich immer gebraucht, ohne daß es eine Reminiszenz war, wengleich ich Wappäus' Vorlesungen, bald

¹⁾ 1748—72 Professor in Göttingen, zuerst der Philosophie, dann der Rechte; die Jurisprudenz darf sich also rühmen, eine Nährmutter der berühmten alten Statistik gewesen zu sein.

nachdem sie erschienen sind, guten Teils gelesen habe.) Er (Engel) verstehe unter Statistik als Wissenschaft ein Doppeltes:

1. Die auf Grundlage methodischer Massenbeobachtungen erbaute Schilderung des Zustandes menschlicher Gemeinschaften und ihrer Einrichtungen in einem gegebenen Zeitraum.

2. Die Darlegung und Erklärung der Veränderung dieses Zustandes und dieser Einrichtungen auf Grund ähnlicher Beobachtungen.

Das ist schon im wesentlichen dieselbe gewaltsame Anpassung an den unrationellen Sprachgebrauch, woraus später die siegreichen Formeln Georg v. Mayrs hervorgegangen sind. Wappäus kritisiert scharf die Beschränkung auf Schilderung solcher Tatsachen, die durch Massenbeobachtungen erkannt werden. Er sagt treffend: »Die Zahlen in der Statistik ganz für sich sprechen zu lassen, ist nur möglich, wenn der, welcher die Zahlen aufführt, eine genaue vollständige Kenntnis der realen Verhältnisse hat, um die es sich handelt.« Auch sei Engel keineswegs konsequent in seiner Praxis gewesen, indem er in seinem Jahrbuch von Sachsen der Achenwallschen Methode (d. h. der Statistik alten Sinnes) sich durchaus wieder angeschlossen habe. — Man habe dann einen anderen Namen, den Namen *Demographie*, für die Statistik als Wissenschaft einführen wollen, ohne doch die Beschränkung auf Massenbeobachtungen aufzugeben. Er, Wappäus, finde es richtiger, für die Statistik als bloße *Methode* oder als »methodologische Hilfswissenschaft« — worauf Knies den Namen hatte beschränken wollen —, einen neuen Namen einzuführen; das werde aber wohl nicht mehr möglich sein (und doch war sogar noch Mayr geneigt, den Ausdruck »numerische Methode« einzuführen — ohne Erfolg). »Der Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch des Namens Statistik für die bloße Anwendung der statistischen Methode oder für das bloße Rechnen mit Zahlen, in denen die statistische Beobachtung ausgedrückt werde, hat sich schon zu sehr festgesetzt . . ., als daß er noch wieder wird ausgerottet werden können.« Das sei eine sehr zu beklagende Folge der Abirrung von den ursprünglichen Ideen der Wissenschaft. Dennoch versucht Wappäus den Begriff der Statistik, den er immer nach Achenwall benennt, wiederherzustellen, indem er sich daran genügen läßt, den Inhalt dieser seiner Wissenschaft zu erweitern. Er will die Staatskunde der bestehenden Staaten und der tatsächlichen Zustände, die er »Spezialstatistik« nennt, durch die

»allgemeine vergleichende Statistik« ergänzen. Diese habe sich zu entwickeln begonnen mit und aus der Spezialstatistik unter dem Einfluß 1. einer philosophischen Disziplin: der sogenannten natürlichen Theologie (hier wird offenbar an die Vorgänger Süßmilchs und an dessen berühmte »Göttliche Ordnung« gedacht), 2. der »politischen Arithmetik«. Unter den Einwirkungen beider habe die allgemeine vergleichende Statistik einen mathematisch-philosophischen Charakter erhalten: ihre besondere Aufgabe sei: in den statistisch zu erfassenden Erscheinungen im Leben unserer Staatsgesellschaften die wirksamen Faktoren zu entdecken und die Regeln und die Gesetzmäßigkeiten nachzuweisen, nach welchen diese Erscheinungen vor sich gehen. Es sei die Anwendung des Kausalitätsgesetzes auf die Kombination statistischer Daten. In dies Gebiet seien zum großen Teil die Arbeiten der neuen statistischen Schule, die in Quetelet ihren vornehmsten und geistreichsten Vertreter habe, einzureihen. Die Arbeiten Quetelets und seiner Nachfolger seien aber nur Vorarbeiten für die allgemeine vergleichende Statistik. Die ihr zugrunde liegende vergleichende Methode lasse mit demselben Rechte, mit demselben Erfolge auf die von der modernen Statistik ganz ausgeschlossenen Teile der Statistik sich anwenden, auf Tatsachen nämlich, die nicht von exakten Zahlenangaben begleitet seien.

Höchst auffallenderweise scheint es aber Wappäus' Scharfsinn entgangen zu sein, daß er an seinem eigentlichen Problem hiemit vorbeigeglitten ist. Denn er will offenbar trotz seiner Erkenntnis, daß der Mißbrauch des Namens Statistik für die bloße Anwendung der statistischen Methode nicht wieder ausgerottet werden könne, dennoch gleichzeitig seinen älteren Begriff der Statistik festhalten und ausbauen. Er hat nicht versucht, hier sein gutes Argument zu wirklicher Klarheit zu erheben. Er beklagt, daß die vergleichende Statistik immer mehr den Mathematikern und den offiziellen Statistikern, denen auch nur die mathematische Methode als wissenschaftliche Methode bekannt sei, überlassen werde, weil die Statistik von den Universitäten sich immer mehr habe zurückziehen müssen und danach als offizielle Statistik immer mehr bürokratisch geworden sei. »Und doch wäre es so wichtig, wenn die Statistik im Sinne der Staatenkunde als akademische Disziplin wieder zu Ehren käme und daß insbesondere die allgemeine vergleichende Statistik... auf unseren Hochschulen ausgebildet werde.« Es wurde des Versuches Erwähnung

getan, für die Statistik als selbständige Wissenschaft den von Achille Guillard zuerst vorgeschlagenen Namen Demographie einzuführen. Dieser Name (meint Wappäus) habe auf den ersten Blick etwas Bestechendes, aber er enthalte eine unrichtige Beschränkung des Begriffes solcher statistischer Wissenschaft auf die Schilderung der Zustände der *Bevölkerung*, soweit diese durch »Massenbeobachtungen« sich ermitteln lasse. Die wissenschaftliche Statistik solle aber nicht bloße Bevölkerungs-, sondern Staatskunde sein. Was Wappäus als Staatskunde versteht, ist offenbar das, was wir heute die Kunde der gesamten sozialen Zustände in einem Staate nennen würden, sofern sie durch die Institutionen und Gesetze eines bestimmten Staates bedingt sind. Schon August Niemann, den Achenwall nicht zu kennen scheint, hat in seinem 1807 erschienenen »Abriß der Statistik und der Staatenkunde« die Darstellung irgendeines Staates in zwei Teile geschieden: 1. statistische Landeskunde, welche die historischen, geographischen und politischen Vorkenntnisse des Staatsgebietes sammle und die Staatskunde, welche Staat und Volk beschreibe — diese, die Staatskunde, habe zwei Abteilungen: die erste, die eigentliche Staatskunde, habe den Staat selbst, seine Verfassung, seine Regierung, sein äußeres Verhältnis zum Gegenstand; die andere, die »Nationalkunde«, habe es dagegen mit der »Gesellschaft« im Staate zu tun: sie schildere die Angelegenheiten der Staatsgesellschaft, die ökonomischen, ihr Gewerbe, die Elemente, Bedingungen und Beschaffenheiten ihres Wohlstandes; und die *moralischen*, die Sitten des Volkes, die verschiedenen Umstände, welche die Bildung der Nation erleichtern oder hindern, die Anstalten, welche sie befördern sollen, und ihren Erfolg. — Es ist merkwürdig, daß diese Anwendung des Begriffes der Gesellschaft im Unterschiede vom Staate, die also im Anfange des 19. Jahrhunderts noch fast von selbst sich zu verstehen schien, wieder in Vergessenheit geraten war, als Hegel — wohl zuerst in seinem Naturrecht 1817 — lange Zeit aber ohne großen Erfolg — ihn in sein System aufnahm und ihm durch die (damals kaum vermutete) Ausbreitung in den Ideen des Sozialismus eine ungeheure Bedeutung sicherte. Merkwürdig ist aber auch, daß weder Niemann noch Hegel erkannt haben, daß die Begrenzung des Begriffes der Gesellschaft durch den des Staates nicht ein notwendiges Merkmal der Gesellschaft darstellt, sondern daß diese ihrem Wesen nach insbesondere als die Gesellschaft des

wirtschaftlichen Lebens weit über die Grenzen des Staates hinausgeht, ihrem Wesen nach international, aber auch auf einen Erdteil wie etwa auf Europa bezogen werden kann, und daß dies sogar notwendig ist, um das heutige nicht nur ökonomische, sondern auch politische und moralische Zusammenleben, um also die moderne Kultur schlechthin zu begreifen.

II.

Wenn also Wappäus den Begriff der Demographie, der für ihn auf den ersten Blick etwas Bestechendes, wie er sich ausdrückte, hatte, ungenügend fand wegen seiner Beschränkung, so hätte ihm durchaus der neue Begriff der Soziographie (und ihr Name) willkommen sein müssen, wenn er ihn gekannt hätte. Aber wie der Begriff und Name der Gesellschaft, so war auch der entsprechende des Sozialen, vollends derjenige einer theoretischen Wissenschaft vom Sozialen (der Soziologie), durchaus noch nicht geläufig, und zwar in Deutschland noch weniger als in anderen Ländern. Freilich hatte schon um dieselbe Zeit, ja einige Jahre früher, der weite und tiefe Blick Albert Schöffles, unter dem Einflusse Herbert Spencers, aber auch der von den ausgezeichneten Gelehrten Lazarus und Steinthal mit einer besonderen Zeitschrift ins Leben gerufenen »Völkerpsychologie«, das Wort Soziologie gebraucht, als ob jeder Leser es verstünde, und Schöffle hatte von »seiner« Soziologie gesprochen, die auf den Einsichten der Individualpsychologie beruhe (in der vom November 1874 datierten Vorrede seines Werkes: Bau und Leben des sozialen Körpers); das Wort »Soziographie« kommt aber auch in diesem Werke nicht vor. Es ist das oft schon anerkannte Verdienst von Prof. Steinmetz, ihm seinen Rang verliehen zu haben (während ungefähr gleichzeitig, wie es scheint, mein bald nachher verstorbener Schüler Kurt Albert Gerlach diesen Ausdruck einführen wollte). Steinmetz hat in seinem Wiener Vortrag (1926) die Frage nach dem Werte der Soziographie für die Soziologie, oder nach dem Werte der konkreten für die abstrakte Wissenschaft, aufgeworfen. Die Abstraktion der Soziologie sei nichts anderes als die systematische Erweiterung der Analyse, welche jeder Untersuchung vorangehen soll. So werde das Volk und seine Teile zwar *in abstracto*, im allgemeinen, als solche von der Soziologie studiert, aber nicht konkret, nicht in

ihrer Wirklichkeit. Die Wissenschaft, welche sich diese Aufgabe stelle, sei die Soziographie, wenn es sich auch von selbst verstehe, daß die Arbeit dieser neuen Disziplin als solche nichts Neues sei: von vielen Seiten sei ihr Material zugetragen worden: von der Geographie, der Ökonomie, den politischen Enqueten, der Verwaltung, die es in den offiziellen Statistiken festlegte, ebenfalls durch Vereine und Privatstatistiken. Neu sei das einheitliche Ziel: die fachmännische Vorbereitung, die strenge Methode, die Unabhängigkeit von anderen Wissenschaften; die Soziographie beanspruche, eine volle Wissenschaft zu werden, also neben und nach der Beschreibung in ihrem speziellen Gebiete unter den von ihr zutage geförderten Erscheinungen Regel- *alias* Gesetzmäßigkeiten zu suchen und daraus ihre Erscheinungen zu erklären. Das Verhältnis der Soziographie zur positiven Soziologie denke er sich wie folgt: die große und sehr eigentümliche Schwierigkeit und Gefahr für die Soziologie sei »wohl« die Beschaffung des Materials; sie laufe Gefahr, ohne diese feste Grundlage unbeschwert und seelenvergnügt ins Blaue hineinzuspazieren; er sehe sie öfter vor seinen Augen wie einen Raucher, der Wölkchen von sich bläst, aber nicht einmal eine Zigarre im Munde hält. Weil es unmöglich sei, unsere Wahrnehmungen im Herbarium oder in Alkohol aufzuheben oder sie wenigstens zu photographieren, und weil phantasierte, fingierte oder auch nur entstellte unvollständige Tatsachen der Fluch, ja das Todesurteil einer Wissenschaft, die sie verwendet, seien, »so müssen wir uns alles daran gelegen sein lassen, das bestmögliche Material an Tatsachen uns zu verschaffen«; es sei dasselbe Verhältnis wie zwischen Statistik und verschiedenen Sozialwissenschaften. Er wisse, daß die Statistik keine Wissenschaft, sondern eine Beobachtungsmethode ist; es komme aber nur darauf an, daß der eigentliche Statistiker im allgemeinen und als solcher kein Sozialtheoretiker sei. Diese Trennung verbürge Unabhängigkeit von der Theorie, Objektivität; denn zu erstreben sei ein *Corpus Documentorum*, eine Materialsammlung, die der Soziologie nicht alles, aber doch sehr viel verbürge, was sie im Punkte der Materialbeschaffung brauche: die durch Analyse und Abstraktion gewonnenen Hypothesen würden immer an der Realität der Soziographie bestätigt werden. Und hier schließt sich der Vergleich mit Kolonie und Mutterland an: jene liefere den Rohstoff, dieses verarbeite ihn zu Fabrikaten.

Steinmetz hat ziemlich deutlich gemacht, wie er sich das Verhältnis von Soziographie zur Soziologie denkt. Die Soziographie sammelt Tatsachen des sozialen Lebens, wie sie im Bereiche der Erfahrung vorgefunden werden, die Soziologie abstrahiert, d. h. sie sieht ab von der Einbettung ihrer Erscheinungen, von dem Konglomerate, dem komplizierten Gebilde, worin diese Erscheinungen wirklich sind. Die Abstraktion isoliert zugleich die Erscheinung, die man beobachten und untersuchen will; man muß wissen, daß sie nur im Zusammenhange und in Wechselwirkung mit unzähligen anderen Erscheinungen tatsächlich vorhanden ist. Auch hat in Wirklichkeit jede einzelne Erscheinung, z. B. jedes Dorf, jede Stadt ihre eigene Individualität. Die Kenntnis dieser Individualitäten ist Aufgabe der Soziographie. Die Soziographie muß also notwendig logisch vorgehen. — Steinmetz kennt also und anerkennt nur abgezogene Begriffe, läßt mithin die empirische Forschung aller Begriffe ledig sein: sie soll nur auf Beobachtung der Tatsachen beruhen und muß diese beschreiben; es wird wohl vorausgesetzt, daß sie diese Beschreibung in Worte faßt, die allgemein verständlich sind. Es wird z. B. aufgegeben, die Städte in Schleswig-Holstein zu beschreiben. Man weiß, daß sie außerordentlich verschieden sind — Steinmetz weist darauf hin, daß sogar in Holland die unglaublichste Verschiedenheit herrsche. Wenn die Aufgabe gestellt wird, so kann kein Zweifel darüber entstehen, daß als Städte die Stadtgemeinden gelten, die zugleich Stadtkreise sind, d. h. in Schleswig-Holstein Altona, Kiel, Flensburg, Neumünster, Wandsbeck. Diese Städte sind jedenfalls gemeint. Wie aber? in welchem Umfange sollen sie geschildert werden? Vermutlich in dem gegenwärtigen, dem bestehenden rechtlichen Begriffe gemäß von der Stadtgemeinde. Denn Stadtgemeinde und Stadtkreis sind nicht immer identisch: der Stadtkreis Altona hat jahrzehntelang außer der Stadt Altona die besondere Stadt Ottensen umfaßt, die im Jahre 1889 mit Altona verbunden wurde, und im Jahr 1890 wurden noch drei Landgemeinden eingemeindet; ganz neuerdings noch wiederum mehrere große Landgemeinden. Ähnlich ist es in Kiel gegangen: die Stadt hat nicht nur ihre Einwohnerzahl durch Überschuß der Geborenen und der Zuzüge vergrößert, sondern auch durch die von der Staatsregierung genehmigten Annektierungen nicht nur an Einwohnerzahl, sondern ganz bedeutend an Areal gewonnen. Um beides zu beschreiben, muß man also hier auf einen ganz bestimm-

ten Zeitpunkt sich beziehen und alsdann feststellen, daß innerhalb einer großen Stadt sich Teile befinden, die zunächst jeder, der sie betritt und von der Tatsache ihrer Eingemeindung in Altona oder in Kiel nicht weiß, für Dörfer oder einige, wie z. B. Friedrichs-ort bei Kiel, selbst für individuelle Städte halten würde. Es wird dadurch sogleich klar, daß ein Begriff der Beschreibung zugrunde gelegt werden muß. Welcher Begriff? Sehr verschiedene Begriffe der Stadt gibt es in Wirklichkeit: zunächst den vulgären Begriff, der aus der Anschauung entspringt: einen »größeren« Ort, der gepflasterte Straßen, hohe Häuser, einen Marktplatz, mindestens eine Kirche, etwa auch ein Rathaus besitzt, wird man eine Stadt nennen; — einen Ort, der dieser Merkmale entbehrt, ein Dorf. Ganz anders, je nach geltendem Rechte verschieden, ist der verwaltungsrechtliche Begriff der Stadt: er ist aber auch innerhalb des Verwaltungsrechtes verschieden. In Preußen z. B. ist zunächst eine Stadtgemeinde eine solche, deren Verfassung die große oder die kleine Städteordnung ist. Außerdem aber gibt es kleine Städte, sonst auch Flecken genannt, die ehemals, z. B. in Schleswig-Holstein noch so lange, als dieses Land zwei oder einen besonderen Staat darstellte, streng von den Städten im Rechte verschieden waren, indem z. B. kein Zunftzwang in ihnen herrschte. Wenn ich nun einen Begriff der Stadt bilden soll, der aus diesen Erscheinungen abstrahiert wäre, wie soll ich meine Beobachtungen begrenzen? Muß ich nicht einen dieser einander erheblich widersprechenden Begriffe adoptieren und zugrunde legen? Nun gibt es aber auch schon einen wissenschaftlichen Begriff, der wiederum abweicht; denn so muß man den Begriff der Stadt verstehen, den die deutsche Reichsstatistik ungefähr, seitdem sie als solche besteht, gebildet hat, um den Begriff der Stadt von dem des Landes zu scheiden. Sie nennt nämlich alle Gemeinden von mehr als 2000 Einwohnern Städte, trifft also ihre Entscheidungen ausschließlich nach dem rein äußeren Merkmal der Einwohnerzahl, wie es vor ihr auch die französische Statistik eingeführt hat. Natürlich muß sie aber auch eine räumliche Begrenzung zugrunde legen, und da hält sie sich an den Begriff der politischen Gemeinde. Nun haben sich in Schleswig-Holstein teilweise die großen Kirchspielsgemeinden erhalten, die in Wirklichkeit aus mehreren Dörfern bestehen, so daß solche Gemeinden, deren Teile alle einen schlechthin ländlichen Charakter tragen, im Sinne der Statistik Städte sind, während z. B. ein Ort wie Garding im

Kreise Eiderstedt, Geburtsort Theodor Mommsens, der seit dem 17. Jahrhundert die Rechte der Stadt besessen hat und auch heute noch sogar die große preußische Städteordnung besitzt, für die Statistik keine Stadt ist, weil ihre Einwohnerzahl bisher unter 2000 geblieben ist. Das Problem bleibt also ungeklärt, wie aus der Beschreibung, von welchen Städten der abgezogene Begriff der Stadt gebildet werden soll?

Es ist offenbar, daß man nicht ohne vorgefaßten Begriff an die Forschung herantreten kann. Die Frage ist also: Sollen wir einen der anderen vorliegenden synthetischen oder künstlichen Begriffe gebrauchen oder unseren eigenen Begriff bilden? Keiner jener Begriffe ist für wissenschaftliche Zwecke geschaffen, auch nicht der Begriff der amtlichen Statistik, der z. B. für die Preußische Statistik ein ganz anderer ist als für die Reichsstatistik. Wenn wir uns die Aufgabe setzen für unsere eigenen, also wissenschaftlichen Zwecke, einen Begriff herzustellen, so werden wir jedenfalls solchen Begriff so sehr als möglich geeignet machen für die Erkenntnis der Gegenstände: das will sagen, wir werden einen Maßbegriff zu gewinnen suchen, einen Begriff also, an dem gemessen wahrscheinlich kein in der Erfahrung gegebener Gegenstand ihm völlig adäquat sein wird, sondern der eine Gegenstand mehr, der andere weniger, der eine mehr in bezug auf das eine Merkmal, die anderen mehr in bezug auf ein anderes. Denn wir werden den Begriff reichlich mit Merkmalen ausstatten müssen, während der unwissenschaftliche Begriff, je mehr er alles, was unter dem Namen geht oder was außerdem den Namen zu verdienen scheint, wie z. B. den Namen Stadt wegen der Volkszahl eines Ortes oder bei geringer Volkszahl wegen seiner historischen Würde, wäre es auch nur der althergebrachte Name — ein solcher Begriff wäre natürlich arm an Merkmalen, wenn er nämlich nur diejenigen enthalten dürfte, die sämtlichen so benannten und so benennbaren Gegenständen gemeinsam wären. — Die mathematischen Begriffe sind die Muster wissenschaftlicher Begriffe. Sie sind durchaus ideell und fragen nicht danach, ob ein ihnen vollkommen entsprechender Gegenstand in der Erfahrung angetroffen wird. Gerade von Gegenständen, die selber ideell sind, wenigstens nicht sichtbar und greifbar, die daher im Sprachgebrauch ungeheuer schwanken, sind wissenschaftliche Begriffe nur möglich als ideelle und rationale Maßstäbe. Sie werden gleichwohl an den Sprachgebrauch sich anschließen müssen, so gut

wie die Geometrie es tut, wenn sie von Punkten, Linien, Ebenen, von Kegeln und Kugeln redet. Ich meine nun, um das Beispiel durchzuführen: man sollte den wissenschaftlichen Begriff der Stadt dahin bilden, daß er mit folgenden Merkmalen ausgestattet würde:

1. ökonomische: eine dichte Bevölkerung, wie sie durch den Markt bedingt ist, also durch Kooperation und Austausch und durch Handel,

2. politische Autonomie,

3. intensives geistiges Leben.

Wir werden dann finden, daß nur eine Annäherung an diese Vollkommenheit vorkommt, auch wenn wir die historischen Erscheinungen heranziehen. Die antike Polis — Athen und Rom — ragen als die beiden höchsten Gestalten unter ihnen vor, hatten in ausgeprägteste Weise auch das Merkmal der politischen Selbständigkeit, sogar der politischen Macht. Die Erscheinung wiederholte sich, wenn auch niemals wieder in dieser Vollkommenheit und Stärke, als die freie Stadt des Mittelalters, und von ihr sind heute noch Reste vorhanden in der Gestalt kleiner Staaten, die während des größeren Teiles des 19. Jahrhunderts sogar noch als souverän und unabhängig neben den Großmächten ihren Platz behaupteten und auch heute noch im Deutschen Reiche den Rang von Staaten eifersüchtig behaupten. Wenn man im Besitze eines solchen Begriffes ist, so wird man über jede Erscheinung, die Stadt genannt wird oder unter irgendeinem Gesichtspunkt des Namens wert scheint, urteilen können, daß sie mehr oder weniger dem ideellen Typus Stadt entspreche. Der Name Idealtypus ist für den Gegenstand eines solchen Begriffes durch die Autorität Max Webers vielfach in Aufnahme gekommen. Ich modifiziere ihn ein wenig, weil das Wort Ideal leicht eine der Sache fremde Vorstellung erweckt, die den Zweck beeinträchtigt. Ich unterscheide außerdem zwischen dem ideellen Gegenstande und dem Begriffe selber: für diesen, den Begriff, habe ich schon viele Jahre früher in meinem Werke von 1887 den Namen Normalbegriff einführen wollen, den ich auch heute festhalte. Der ideelle Typus ist das Produkt des Normalbegriffs.
